

Ehrhart Neubert

Rede an der Gedenkstätte Berliner Mauer am 9. November 2014

Wir stehen jetzt hier und erinnern uns an das wohl abscheulichste Bauwerk Berlins, die Mauer. Als sie 1961 aufgerichtet wurde, war das Erschrecken groß. Etwas Widersinniges war geschehen. In den Jahrzehnten ihres Bestandes fielen ihr das Gesicht der Stadt, Wohnhäuser und Kirchen, ja vor allem auch Menschen zum Opfer. Diese Mauer war eine sichtbare Todesdrohung für alle, die auf das sozialistische Glück verzichten wollten.

Dennoch begannen wir Deutschen uns allmählich an die Mauer zu gewöhnen, zunächst widerwillig und resignierend. Irgendwie musste man mit ihr leben. Und manchmal wurde aus der Not eine Tugend gemacht. Die Mauer konnte gar als Friedensgarant betrachtet werden. Sie trat so vor der Kulisse der Friedenspolitik in Ost und West in den Hintergrund. Es war Michail Gorbatschow vorbehalten, die letzte sprachliche Formel zu etablieren, die das blutbefleckte Monster in die Watte eines friedlichen Neben- und Miteinanders versteckte, sein Topos vom „Gemeinsamen europäischen Haus“. In diesem Haus war die Mauer als eine Stütze gedacht.

Viele Menschen spürten aber dennoch den unaufhebbaren Gegensatz zwischen der realen Hässlichkeit dieser Mauer und der nie verlorenen Vision von einer blühenden Stadt. Aber nur Wenige konnten sich vorstellen, dass es diese Mauer nicht mehr geben würde, dass sie über die zerschnittenen Straßen und Plätze gehen oder fahren könnten, dass sie durch Brandenburger Tor flanieren oder in der S-Bahn am Alex einsteigen und am Zoo aussteigen könnten. Unzählige warteten auf die Rente, um endlich reisen zu können. Die Zeit war bleiern, zäh, sie stand still und der Lebensraum war eng geworden. Auf was und wen sollten die Eingemauerten hoffen und woran sollten sie sich orientieren? Das nicht Messbare ist das nicht Denkbare.

Doch dann kam dieser denkwürdige 9. November. Es waren zwei Worte, die über Fernsehen und Rundfunk in Berlin und in ganz Deutschland zu hören waren: „sofort“ und „unverzüglich“. Sie sollten allerdings nur bedeuten, dass die DDR-Bürger nun Pässe beantragen könnten. Aber die Menschen hörten etwas anderes. Sie hörten „Jetzt“, „in diesem Moment“, „im Augenblick der Gegenwart“. Und was sollte jetzt geschehen? Was konnte die Erstarrung lösen? Es konnte nur das sein, was auf ihrer Seele lag, was ihr Unbewusstes herbeisehnte, das lang verdrängte Verlangen. So brachen sie auf, verließen den sozialistischen Wartesaal und drückten die Mauer auf. Es klappte, sie konnten es kaum fassen und meinten es sei Wahnsinn.

Es war aber kein Wahnsinn, sondern es war wirklich. Die Zeit begann wieder zu laufen und der Raum öffnete sich in Deutschland, ja in ganz Europa. Für die ehemaligen DDR-Bürger gibt es seitdem ein Leben vor der Rente. Für die ehemaligen Westdeutschen gibt es neue heimatliche Reiseziele. Die Ostdeutschen können im Westen arbeiten – wie unsere Frau Bundeskanzlerin. Und die Westdeutschen können im Osten kaufen, etwa den Sekt mit der roten Kappe. Alles normal. Vor 25 Jahren begann eine Entwicklung, die Deutschland aus dem Focus gefährlicher politischer und ideologischer Konfrontationen herauswachsen ließ. Inzwischen ist eine neue Generation herangewachsen, die davon profitiert.

Die Erinnerung an den 9. November 1989 wollen wir wach halten. Die Zeitzeugen sollen erzählen und die Gedenkstätten den Jungen und den ausländischen Gästen anschaulich die damaligen Geschehnisse vermitteln.

Dabei sollten wir aufpassen, dass wir die Mauer und ihre Schrecken nicht hinter rituellen Begehungen verstecken. Wir sollen nicht verschweigen, dass die Mauer der zu Beton gewordene Unrechtsstaat DDR war und dass es tragische Opfer und verantwortliche Täter gab. Die Freudentränen vom 9. November 1989 waschen das hier vergossene Blut nicht ab. Aber sie erinnern uns daran, dass sich der Einsatz für Freiheit und Menschenrechte immer lohnt.

Vor allem aber ist der 9. November 1989 der wohl sinnfälligste Tag für die Erfahrung eines glücklichen geschichtlichen Augenblicks, für ein Jetzt, der Maßstäbe für die Gestaltung einer friedlichen deutschen und europäischen Zukunft gesetzt hat. Wir mussten in den letzten Jahren ja zuschauen, wie sich neue europäische Probleme zuspitzen, die teilweise in die alten Konstellationen der Mauerzeiten zurückreichen. Zukunftsfähig ist so etwas nicht. Seit dem 9. November 1989 stehen die Zeichen auf Öffnung. Die Posaunen von Jericho und Berlin verkünden dieses Signal.